

Sibylle Thelen, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg,  
Fachbereich Gedenkstättenarbeit, Stuttgart

**Rede am 21. April 2013 in Mössingen auf der „Matinée gegen Antisemitismus“  
zum 70. Jahrestag des jüdischen Aufstandes im Warschauer Ghetto**

Sehr geehrter Herr Dr. Berger,  
liebe Frau Scherer, lieber Herr Schröter,  
meine sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin gerne nach Mössingen gekommen, um über die Bedeutung von  
Erinnerungskultur heute zu sprechen. Es ist wichtig, die Erinnerung wach zu halten.  
Es gibt viele gute Gründe dafür. Dazu kann man viel sagen – zu diesem Anlass  
heute – und auch an diesem Ort, hier in Mössingen, wo im Januar vor achtzig Jahren  
gegen die Machtübertragung an Hitler demonstriert wurde.

80 Jahre Mössinger Generalstreik  
70 Jahre Aufstand im Warschauer Ghetto  
60 Jahre Aufstand am 17. Juni in der DDR

Jahrestage sind Fixpunkte der Erinnerung. Sie helfen bei der Annäherung an die  
Vergangenheit. Der Rückblick zeigt uns zudem, dass sich diese Annäherung  
verändert, schon deshalb, weil sich die Gesellschaft selbst von Jahr zu Jahr, von  
Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändert. Deshalb wandeln sich die Fragen an die  
Vergangenheit. Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren aus Mössingen,  
muss man das nicht näher erläutern. Dieser Wandel gleicht einem kollektiven  
Lernprozess – und keiner sage, dass Lernen einfach sei.

Der Löwenstein-Forschungsverein leistet zu diesem gemeinschaftlichen Prozess  
einen wichtigen, grundlegenden Beitrag. Recherche und Forschung, Verankerung  
der Erkenntnisse, aber auch Gespräch, Debatte und Reflexion – all das sind

Bestandteile dieses Beitrags, der zudem mit einer unübersehbaren Beharrlichkeit geleistet wird.

Als Fachreferentin für Gedenkstättenarbeit der LpB kann ich zusammenfassend sagen: Dies ist ein ebenso klassischer wie unverzichtbarer Beitrag, wie er in Baden-Württemberg von wachen, aktiven Bürgerinnen und Bürgern an den weithin ehrenamtlich getragenen Gedenkstätten und den Gedenkstätteninitiativen geleistet wird. Ich möchte gerne die Gelegenheit nutzen, Ihnen davon zu berichten.

Doch zunächst die – natürlich eher rhetorisch formulierte – Frage: Warum ist Erinnerung eine Aufgabe, die uns alle angeht, die von der Beteiligung der Bürgerschaft lebt?

Die Schriftstellerin Iris Hanika erzählt in ihrem Roman „Das Eigentliche“ eine eigenwillige, provokante und zugleich schöne Geschichte, die eine literarische Antwort auf diese Fragen gibt. Der Roman spielt im sogenannten „Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung“. Das Institut widmet sich der Aufarbeitung der NS-Diktatur, und sein Name ist durchaus programmatisch zu verstehen: Achtung, hier wird nicht nur Sprache, hier werden Denkstrukturen gegen den Strich gebürstet! Die Berliner Autorin will, das spürt der Leser bereits nach wenigen Seiten, ihre eigenen Standpunkte in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit überprüfen.

Sie schickt ihren Helden, den Archivar Hans Frambach, auf eine nicht immer schmerzfreie Reise der Selbsterkenntnis – und lässt ihn den Wandel der deutschen Erinnerungskultur nachvollziehen. „Früher“ – schreibt sie – „wurden die Leute bleich und stumm, wenn er ihre Frage nach seinem Beruf beantwortete. Heute nicken sie, als wäre so eine Beschäftigung das Selbstverständlichste überhaupt. Gedenkarbeit – eh klar!“ Sie wechseln noch immer das Thema, wenn das Gespräch auf seine Arbeit kommt. Aber heute spürt der Archivar gesellschaftliche Akzeptanz, vielleicht sogar eine gewisse Würdigung, um bald, im weiteren Verlauf des Romans, mit den Veränderungen zu hadern, die er als Vereinnahmung seiner Arbeit durch Staat und Politik interpretiert.

Am Ende befreit er sich von der Last seiner Aufgaben. Andere können an seine Stelle treten, die Bürde übernehmen und sich der Vergangenheit und ihrer Verbrechen aussetzen. Iris Hanika entlässt ihren Helden – aber nicht die Gesellschaft mit ihren Bürgerinnen und Bürgern. Nur wenn sie sich mit den Gewalttaten der NS-Diktatur auseinandersetzen, wenn jede neue, nachwachsende Generation ihre eigenen Fragen an die Vergangenheit stellt, wird die Erinnerung lebendig bleiben.

Eine solch lebendige Erinnerung ist nichts Statisches, sondern ein Prozess, an dem viele teilhaben und den viele mitgestalten können. Literaten wie Iris Hanika, aber auch Filmregisseure, bildende Künstler, Publizisten und natürlich Wissenschaftler – Historiker, Zeitgeschichtler, Literaturwissenschaftler, Sozialpsychologen, Neurobiologen etc. – und natürlich die Bürgerinnen und Bürger, die Ehrenamtlichen an den Gedenkstätten. Die Nachkriegsgeschichte samt Rückblick auf die NS-Zeit hat sich spätestens seit den neunziger Jahren zu einem eigenständigen Forschungsthema entwickelt. Es hat eine unübersehbare Eigendynamik:

Man kann – wie die Konstanzer Wissenschaftlerin Aleida Assmann – den Wandel der Erinnerungskultur systematisch erforschen. Sie zeichnet nach, wie aus dem Schweigen der Nachkriegszeit über die Jahrzehnte hinweg das – wie sie es formuliert – „Crescendo der Holocaust-Erinnerung“ entstanden ist: „Es dauerte 20 Jahre bis der Holocaust aus seiner Überlagerung und Verdeckung durch den Zweiten Weltkrieg allmählich zur Erscheinung kam und durch Gerichtsprozesse in Jerusalem und Frankfurt neu thematisiert wurde, weitere 20 Jahre, bis diesem Menschheitsverbrechen in intellektuellen Debatten und Akten des Gedenkens ein neuer Platz zugewiesen wurde, und dann noch einmal 20 Jahre, bis dieses Ereignis in Museen und Denkmälern weltweit verankert wurde.“ Paradoxe Weise, so schließt Aleida Assmann, sei diese Erinnerung mit wachsendem zeitlichen Abstand immer stärker geworden. Jetzt spricht man sogar von europäischer Erinnerungskultur.

Es gibt viele Gründe, diese Veränderungen zu erforschen. Man kann aber auch etwas anderes tun. Man kann sich in Baden-Württemberg an die Gedenkstätten begeben und schauen, was dort die Begegnung mit der Geschichte bewirkt; weshalb das Wissen um die Vergangenheit den Blick auf die Gegenwart schärft; wie

Erinnerungskultur wächst und gedeiht – verbunden mit handfesten Erfahrungen und Erkenntnissen.

Gedenkstättenarbeit – oder auch die Arbeit von Gedenkstätteninitiativen wie der Mössinger Löwenstein-Forschungsverein eine ist – hält sich an das Konkrete. Der Ort ist konkret, die Fakten sind es, die Opfer- und die Tätergeschichten ebenfalls. Diese Arbeit am Konkreten bewirkt mehreres zugleich:

Erstens:

Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen dienen der historischen Wissensvermittlung. Sie zeigen am konkreten Beispiel, auf welche umfassende, tief greifende Weise die NS-Diktatur das gesamte Land prägte. Flächendeckend war dies auch in Baden, Württemberg und Hohenzollern der Fall.

Zweitens:

Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen verhelfen zur politischen Orientierung. Das Unrecht, das an diesen Orten geschah, macht begreiflich, weshalb Menschen- und Grundrechte eine Errungenschaft und keine Selbstverständlichkeit sind. Sie gehören zum Wesenskern einer Demokratie.

Drittens:

Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen regen zur kritischen Selbstreflexion an. Welche Handlungsspielräume gab es? Wo verliefen die Grenzen des Möglichen? Was heißt es, eine kritische Haltung anzunehmen? Auch solche Fragen können gestellt werden – Gedenkstätten sind ein Forum für den Diskurs.

Es hat sich eingebürgert, Gedenk- und Erinnerungsstätten als authentische historische Orte zu würdigen, auch in Baden-Württemberg. Als solche gelten sie als „Teil unserer politischen Kultur“. Dieser Grundsatz findet sich in der „Kunstkonzeption Kultur 2020“, die vom Landtag 2011 einstimmig beschlossen worden ist. Weiter heißt es: „Gedenkstätten erfüllen mit ihrer pädagogischen Arbeit in besonderer Weise den Auftrag nach Artikel 12 der Landesverfassung, zu freiheitlicher, demokratischer Gesinnung zu erziehen.“

Gedenkstätten tun das auf vielfältige Art und Weise:

**Sie sind ... Orte wider das Vergessen:**

Was dort geschah, ist oft über viele Jahrzehnte hinweg verdrängt worden. Synagogen, die 1938 nicht völlig niedergebrannt wurden, wurden als Werkstätten, Vorratslager oder Geschäfte genutzt – bis Gedenkstättenvereine ihre Geschichte aufzuarbeiten begannen. Über KZ-Außenlager, die verstreut im heutigen Südwesten lagen, wuchs Gras – bis wache Bürger ihre einstige Existenz zu thematisieren anfangen.

**Sie sind ... Orte der beharrlichen Erkundung:**

Beispiele dafür gibt es viele in Baden-Württemberg. Fast überall sind es Bürgerinnen und Bürger gewesen, die diese Orte ins Bewusstsein zurückgeholt haben. Die Verortung der NS-Geschichte im eigenen Umfeld erfolgte nach Recherchen, die Widerstände, wenn nicht gar Ablehnung, jedenfalls zunächst kein Verständnis auslösten, schon gar keine Begeisterung. Mitunter brach erbitterter Streit in den Gemeinden aus. Dort, wo die Auseinandersetzungen konstruktiv bewältigt worden sind, ist es rückblickend oft schwer zu begreifen, wieso der Streit so heftig war.

**Sie sind ... Orte mit Brückenfunktion:**

Die Gesellschaft gewinnt hinzu dank dieses Engagements in Sachen Erinnerung. Weil Geschichte aufgearbeitet wird. Weil die Vermittlung zugleich Erkenntnis stiftet. Aber auch, weil Gedenkstättenmitarbeiter bei ihren Nachforschungen viele Kontakte in alle Welt knüpfen: zu Überlebenden und deren Nachfahren, zu Zeitzeugen und deren Angehörigen in aller Welt. Gedenkstättenmitarbeiter haben früher als andere den Mut zur persönlichen Begegnung mit Opfern aufgebracht. Die Betroffenen haben es ihnen gedankt. Viele haben erstmals öffentlich über ihr erfahrenes Leid sprechen können. Der Austausch hat sicher auch dazu beigetragen, dass sich Vertrauen im Nachkriegseuropa gebildet hat.

**Sie sind ... Orte für diskursive Begegnungen:**

An Gedenkstätten gibt es einen vielstimmigen Austausch. Es begegnen sich forschende Bürger und professionelle Forscher, Ehrenamtliche und hier und da die ersten hauptamtlichen Gedenkstättenmitarbeiter, Nachfahren von Opfern, Mitläufern

und Tätern, Alt und Jung, Alteingesessene und Zugezogene, Einheimische und Eingewanderte. Die Besuchergruppen sind so heterogen wie unsere Gesellschaft. Übrigens – noch eines ist von Bedeutung: Schülerinnen und Schüler arbeiten an Gedenkstätten ohne Notendruck. Gedenkstätten eröffnen Freiräume für den Diskurs. Nicht selten ermöglicht ein solches Gespräch einen geschärften Blick nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart.

Zusammenfassend kann ich an dieser Stelle hinzufügen: All diese Aufgaben erfüllt auch der Löwenstein-Forschungsverein.

Gedenkstätten sind gelebte Erinnerungskultur. Wie lebendig sie ist, zeigt nicht zuletzt, dass auch die Gedenkstättenlandschaft in Bewegung ist. Mehr als achtzig Gedenkstätten gibt es in Baden-Württemberg. Noch immer kommen neue hinzu – auch Gedenkstätteninitiativen und Vereine – wie der Löwenstein-Forschungsverein.

Und dies alles geschieht auch heute zumeist dort, wo Bürgerinnen und Bürger zu fragen und zu forschen begonnen haben, und wo angesichts der zusammengetragenen Rechercheergebnisse das Bedürfnis entstanden ist, das Wissen mit anderen zu teilen und an künftige Generationen weiterzureichen – am besten verankert am authentischen Ort.

Es ist gut, dass diesem Bürgeranliegen heute von offizieller Seite mit Aufgeschlossenheit und Anerkennung begegnet wird. Unterstützung ja, Vereinnahmung nein – denn diese wäre das Ende einer ungezähmt kritischen Herangehensweise, derer es gerade auf Feldern bedarf, auf denen noch manches abzuklären ist.

In solchen Auseinandersetzungen um die Vergangenheit gibt es unterschiedliche Rollen. Entscheidend dabei ist: Es sind heute viele Akteure beteiligt, keiner muss mehr alleine stehen. Konflikte um die Deutung der Vergangenheit, die offen ausgetragen werden, sind lehrreich – kein Vergleich zu dem Schweigen der Nachkriegszeit. Wie allein muss man sich in einer Gesellschaft fühlen, die sich in ein solches Schweigen des Vergessens und Verdrängens, des Nichtwissens und Nichtwissenwollens hüllt.

Ich habe mit einem Roman begonnen – ich will mit einem Roman schließen.

Die Lyrikerin Ursula Krechel beschreibt die tödliche Einsamkeit eines solchen Schweigens in ihrem Roman „Landgericht“, der im vergangenen Jahr mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet worden ist. Das Buch verhandelt einen authentischen Fall. Der Protagonist, der jüdische Jurist Richard Kornitzer, wurde 1933 aus dem Justizdienst entlassen, 1938 emigrierte er ohne seine Ehefrau Claire nach Kuba, beide Kinder des Paares wurden nach England geschickt. Nach Kriegsende kommt Kornitzer nach Deutschland zurück. Er will seine zerschlagene Familie, seine zerstörte Karriere und sein zerbrochenes Leben zusammenfügen. Vieles gelingt ihm, und doch scheitert Richard Kornitzer mit seinem Anliegen, für das Unrecht, das ihm widerfuhr, entschädigt zu werden.

Ursula Krechel schildert den Kräfte zehrenden, vergeblichen Kampf – den Richard Kornitzer bis zu seiner Entlassung aus dem vorzeitigen Justizdienst führt. Sie schildert das Ende so:

„Keine Emotionen sind überliefert, nur Förmlichkeiten, Verbindlichkeiten, ein großes Pflaster auf einer großen Wunde, und dann den Blick abgewandt, den Sargdeckel geschlossen. Kornitzer, der so gerne Richter war, betritt das Landgericht nicht mehr. Das ist auch nicht nötig, niemand erwartet ihn. (Niemand will ihn sehen.)“

Jetzt frage ich Sie – oder uns: Wer will in einer Gesellschaft leben, die mit ihren Bürgerinnen und Bürgern so verfährt?

Auch deshalb ist Erinnerung wichtig – sie stiftet Wissen und Erkenntnis – und auch die Hoffnung, dass es eine bessere Welt geben kann.